

Erstveröffentlichung

¹ Zu Mode-2 Science cf. Gibbons, Michael et al.: *The New Production of Knowledge: The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*. London: Sage Publ. 1994.

² Lindner, Rolf: *Die Stunde der Cultural Studies*. Wien: WUV 2000.

Das Ansinnen, eine mathematische Beweisführung mit dem Hinweis aus den Angeln zu heben, das sei aber nun wirklich zu katholisch, zu kleinbürgerlich, zu sozialdemokratisch oder zu amerikanisch, ist zwangsläufig zum Scheitern verurteilt. Die Handlungsanweisung, dass ein mathematischer Beweis nur mit Hilfe der Mathematik diskutiert, bewertet, korrigiert oder verworfen werden kann, gilt immer und überall. Das ist das Idealbild wissenschaftlicher Autonomie. Dass eine kulturwissenschaftliche Analyse jugendlicher Subkulturen dagegen als typisch britisch, eine familiensoziologische Studie als zu katholisch diskriminiert werden können, ist allzu gewöhnlich und gehört nicht selten zum kritischen Argument. Die Bewertung dieser Sachlage freilich war, ist und bleibt kontrovers. Mangelnde Autonomie der Diskursformation sagen die einen, eine unabwiesbare epistemologische Differenz behaupten die anderen. Gerade weil die Sozial- und Kulturwissenschaften systematisch in ihre Gegenstände verstrickt, ja, in bestimmtem Maße ihre Gegenstände selber sind, bleiben Gegenstandskonstitution und Theoriebildung kontextspezifisch präfiguriert. Nicht das szientifische Modell des kumulativen Erkenntnisfortschritts, sondern tief in die mentalen und sozialen Strukturen ihrer kulturellen Umwelten eingebettete und eben deshalb wechselnde Forschungsprogramme prägen die Aktivitäten der Disziplinen und damit ein Wissen, das als »Reflexionswissen« (Anthony Giddens) unmittelbar auf ihre Gesellschaften zurückwirkt und diese verändert. Solange »Sinn« und »Sinn-Verstehen« zentrale Erkenntnismotive kulturwissenschaftlicher Analyse darstellen, will die Differenz zur natur- und technikwissenschaftlichen Logik der Forschung bedacht sein.

Dieses Bedenken bezieht sich auch auf die Überverallgemeinerungen, mit denen der Konzeptbegriff der »Wissensgesellschaft« heute typischerweise versehen wird. Die »neue Wissensordnung« (Peter Weingart) zeichnet sich durch eine radikale Veränderung im Verhältnis von Wissenschaft und Praxis aus. Die Erzeugung wissenschaftlichen Wissens, so die These, erfolge zunehmend in Netzwerken unterschiedlichster Akteure, die anwendungsorientiert und zeitlich befristet, innovative Problemlösungen finden. Dass die offenen Systeme der Wissensproduktion die privilegierte Position der Universität als »Gatekeeper« eines autonomen Wissenschaftssystems in Frage stellen, scheint evident. Ob damit aber nicht zugleich der »Wahrheitsbezug« wissenschaftlichen Wissens durch Verwertbarkeit und Nützlichkeitskriterien substituiert wird, bleibt eine offene Wunde. Die zeitdiagnostische Großthese vom Ende der Wissenschaft als autonomer Kultur jedenfalls darf man nicht zuletzt deshalb bezweifeln, weil die Idee der Autonomie für die Sozial- und Kulturwissenschaften historisch und zeitaktuell immer schon etwas anderes anzeigte als für die Naturwissenschaften. Bedenkt man zudem, dass »Problem- und Gegenwartsorientierung«, »Kontextualisierung« und »Interdisziplinarität« die typischen Marker für die Evokation des Neuen sind, könnte man durchaus auf den Gedanken verfallen, dass die Wissenschaftsforschung als ihr heimliches und verschwiegenes Vorbild für die Konstruktion der »Mode-2 Science«¹ die Cultural Studies selbst vor Augen gehabt haben könnte.

Da es v.a. um die Frage der Innovation und der Rolle der Universität geht, soll dieser Kontext anhand einiger Stichworte zur Entstehungsgeschichte der Cultural Studies kurz erläutert werden. Rolf Lindner hat die »Stunde der Cultural Studies«² in einer beeindruckenden wissenssoziologischen Studie erschlossen. Es ist eine spezifische historische Konstellation der englischen Gesellschaft, in der »Kultur«, »Alltagskultur« und »Kulturanalyse« chancenreich werden. Und es sind die sog. »scholarship boys«, die den Übergang von der Hoch- zur populären Kultur gleichsam am eigenen Leibe erfahren wie auch gestalten. Diese neue Trägergruppe – Mitglieder der englischen Arbeiterklasse, die zum ersten Mal in der Geschichte den Zugang zur höheren Bildung zu realisieren vermögen, bilden einen Generationszusammenhang, für den die »gelebte Erfahrung« der kulturellen Differenz zwischen Herkunfts- und Bildungsmilieu gleichsam zum wissenschaftlichen Forschungsprogramm wird. Für Lindner sind es nicht zuletzt die kulturelle Homologie zwischen Lebensform und Wissensform sowie die epistemologische Privilegierung der Insiderperspektive, die nicht nur das Paradigma der Cultural Studies konturieren, sondern in allen Feldern der Kulturproduktion Wiederhall finden. Interdisziplinarität heißt dann in dieser Kontextualisierung nicht nur Grenzüberschreitung zwischen Disziplinen, sondern auch Grenzverwischung zwischen Genres sowie zwischen Theorie und Praxis.



Von besonderem Interesse für unser Thema scheinen mir nun zwei Anschlussfragen. Zum einen: Welche Art von Wissen produzieren die Cultural Studies? Und zum zweiten: Welche Rolle spielt die Institution Universität? Die erste Frage ist schwer zu beantworten. Ein wissenschaftliches Bewusstsein würde ihnen, wie überhaupt allen Sozial- und Kulturwissenschaften, die Qualitätsmerkmale wissenschaftlichen Wissens nicht ohne Weiteres zuschreiben. Die zweite Frage möchte ich mit einer provokanten These umkreisen. Der Ort, an dem die Cultural Studies sich als innovatives Projekt entfalten, behaupten und verstetigen, ist die Universität, genauer das britische Universitätssystem. Ich lasse mich gern eines Besseren belehren, aber meines Wissens gibt es keinen Konzeptbegriff, von »Subculture« bis »Culture« und keine epistemologische Grundorientierung, die nicht aus dem universitären Raum in die Gesellschaft und die Kulturproduktion diffundiert ist. Wenn dem so sein sollte, dann freilich gilt nach wie vor und aller Mode-2-Vermutungen zum Trotz, dass die institutionalisierte Form der theoretischen Innovation die Universität ist. Ich werde darauf zurückkommen.

Die Situation der Kulturwissenschaften in Deutschland ist eher verwirrend. In den 80er Jahren verändert sich durch eine wissenschaftspolitische Intervention der Kultusbürokratien die traditionelle Nomenklatur. Die Geisteswissenschaften, die Philologien, die Literaturwissenschaften, die Altertumswissenschaften und teilweise auch die Sozialwissenschaften werden nun unter den Sammelbegriff »Kulturwissenschaften« gezwängt. Insofern sind wir tatsächlich alle KulturwissenschaftlerInnen geworden. Die kulturwissenschaftlichen Fakultäten zeigen heute eine extreme Variation unterschiedlichster Kombinationen und die Cultural Studies im engeren Sinne beginnen erst Ende der 90er, gesteigerte Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Kulturanalyse im engeren und wiederum durchaus akademischen Sinne war und ist das Geschäft der empirischen Kulturwissenschaft, der Volkskunde, der europäischen Ethnologie und der Kulturanthropologie. Die Medienwissenschaften institutionalisieren sich als traditionelle Disziplin und die Gender Studies streuen über das ganze universitäre Feld. Die erste und vielleicht nicht ganz falsche Impression ist, dass dieser *coup d'état* der Bürokratie eine Konstellation geschaffen hat, in der die Analyse der populären Kultur weiterhin stark an die traditionellen Wissensbestände der akademischen Disziplinen gebunden bleibt. Einen erfolgreichen Ausbruchversuch u.a. bildete die Bewegung der Geschichtswerkstätten, in denen lokales Wissen von interessierten Bürgern rekonstruiert und mit den Entwicklungsstrategien eines sanften Tourismus kombiniert wurden. Das alles heißt freilich nicht, dass der Befund einer zunehmenden Kommodifizierung kulturwissenschaftlichen Wissens nicht auch für die deutsche Situation zuträfe, die kulturwissenschaftliche Forschung also selbst systematisch in den Kulturbetrieb verstrickt wäre. Es heißt aber sehr wohl, dass die »soziale Distanz« zwischen Kulturanalyse und Kulturbetrieb nach wie vor als ein symbolisches Gut hohe Wertschätzung erfährt. »Soziale Distanz« freilich garantiert nichts.

Weil die Kultur- und Sozialwissenschaften ihrerseits Teil der Gesellschaft sind, die sie analysieren, kommen die problem- und themengenerierenden Innovationen in der Regel von außen. Es sind die Interessen und Praktiken kollektiver Akteure, die nach Artikulation und Repräsentation in alle Bereiche der dominanten Kultur verlangen, und es sind die Kulturwissenschaften, die diese Ausdrucksinteressen feldspezifisch systematisieren. Ohne die Ökologiebewegung hätte es die »Risikogesellschaft« nicht gegeben; ohne den Feminismus wäre die soziale Ungleichheitsforschung immer noch einseitig gelähmt. Aber auch umgekehrt: Ohne die »Chicago boys« hätte der Neo-Liberalismus niemals den Status einer wissenschaftlichen Weltanschauung erlangen können. Man muss lediglich an die Konstruktion der »Antike«, an die Erfindung der »Tropen« und des »Orients« oder an die »philologischen Revolutionen« des 18. Jahrhunderts erinnern, die die europäischen Nationalstaatsprojekte entscheidend beflügelte haben, um die intime Wechselwirkung zwischen Macht und Wissen, zwischen Gesellschaftsstruktur und Deutungsschemata wahrnehmen zu können. Allerdings taucht hier ein für die Kulturanalyse zentrales und bisher wenig bedachtes Problem auf. Wenn kulturwissenschaftliches Wissen gleichsam seine Zeit in Gedanken gefasst ist, stellt sich nicht nur die Frage des Geltungsbereichs dieses Wissens, sondern auch die Problematik des Im- und Exports von Konzeptbegriffen in aller Schärfe. Wenn Armut in Polen anders kontextualisiert wird als in Italien, wenn Fremde in Deutschland auf ein institutionelles Regime und auf dementsprechende Deutungsschemata treffen, die sich von denen in Brasilien fundamental unterscheiden, müsste dann die Analyse der Alltagskultur nicht skalensensibel im Sinne der geografischen Einhegung ihres Geltungsanspruchs verfahren? Was begründet eigentlich die ubiquitäre Verbreitung und geografische Diffusion des Paradigmas der Cultural Studies als ein zunächst einmal tief in die



britische Klassenstruktur eingebettetes Deutungskonzept? Glauben wir wirklich, dass sich mit dem an deutschen Universitäten gepflegten begrifflichen Inventar der Sozialstrukturanalyse die indische Gesellschaft auch nur ansatzweise beschreiben ließe? Was meinen wir eigentlich, wenn wir von »lokalen Kulturen« oder von der »europäischen Zivilgesellschaft« sprechen? Kurz: mir scheint es eine der dringlichsten Aufgaben, sich dem Übersetzungsproblem und damit den Sinnverschiebungen zuzuwenden, die der Wissens- und Konzepttransfer selbst evoziert. Das wohlfeile Argument, in einem globalen Homogenisierungsprozess verstrickt zu sein, verdeckt systematisch die Chance, nach dem möglichen kontextgenerierenden Potenzial lokaler Umwelten überhaupt Ausschau zu halten.

Das institutionelle Gefüge der Universität hat sich in den letzten Jahrzehnten radikal auf die Kommodifizierungsmuster der Gesamtgesellschaft eingestellt. Flexibilisierung und Effizienz, Verwertbarkeit und Nutzenorientierung werden organisationspraktisch implementiert und die deutsche ProfessorIn ist längst zum/zur WissenschaftsmanagerIn mutiert. Und doch ist es so, dass die Institution der Universität nach wie vor eine Ressource bereitstellt, die in allen anderen gesellschaftlichen Bereichen nicht mehr zu haben ist: nämlich Zeit. Die Universität ist heute eines der letzten Refugien der Entschleunigung, ein Ort, an dem Poesis hin und wieder noch durchscheint, keine Insel, sondern eine Sammel- und Clearingstelle für jene Wissensbestände, die, durch die Ökonomie der Aufmerksamkeit zerschissen und aus der Aktualitätsfalle entlassen, ihrer Neuentdeckung harren. Doch das ist nicht alles. Konzept- und Theoriearbeit braucht Zeit, über die jene KulturwissenschaftlerInnen in anwendungsorientierten Praxiszusammenhängen in der Regel gar nicht verfügen. Als Niklas Luhmann Anfang der 1970er Jahre an die Universität Bielefeld berufen wurde, musste er, auch das gab es damals bereits, Auskunft über seine Forschungsvorhaben geben. Auf einer Postkarte, so will es die Legende, standen nicht einmal zehn Wörter. Forschungsvorhaben: Entwurf einer Theorie der Gesellschaft. Dauer: Zwanzig Jahre. Niklas Luhmann hat sein Versprechen gehalten. Hätte man sich die Systemtheorie als Produkt eines anwendungsorientierten, problembezogenen und zeitlich limitierten Systems der Wissensproduktion überhaupt vorstellen können? Wären die wunderbaren Studien Hans Blumenbergs in kooperierenden Netzwerken Wirklichkeit geworden? Angesichts solcher Erwägungen jedenfalls geht das Plädoyer für die Erzeugung »nutzlosen« Wissens leicht über die Lippen. Wer die Poesis abschnürt, hat das Projekt der Wissenschaft längst verraten.

Prof. Dr. Helmuth Berking ist seit 2002 Professor für Soziologie an der Technischen Universität Darmstadt. Er studierte Soziologie an der Freien Universität Berlin, wo er von 1984 bis 1990 Hochschulassistent und 1991 bis 1993 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie war. 1994 bis 1998 war er Associate Professor am Dept. of Political Science an der Northwestern University, Evanston, 1998/99 Privatdozent am Inst. für Soziologie der Freien Universität Berlin und Lektor am International Educational Institute, Berlin. Er war Gastprofessor an der Universität Freiburg, der Technischen Universität und der Freien Universität Berlin sowie der Central European University in Budapest. Er ist Mitherausgeber der Zeitschrift *Ästhetik und Kommunikation*.
Kontakt: berking@ifs.tu-darmstadt.de